

ALFRED SCHREIBER
BLÄTTER AUS MEINER MANSARDE

ALFRED SCHREIBER

Blätter

aus meiner Mansarde

KAISER  PRESSE

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind
im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

ALFRED SCHREIBER
BÜCHER AUS DER KAISERPRESSE
(www.kaiserpresse.de)

Lesezeichen
Das stille Leben
Die Farbe der Ziffern
Seufzer und letzte Silben
Blätter aus meiner Mansarde
Mal und Plus machen Verdruss

Alfred Schreiber: ›Blätter aus meiner Mansarde‹
Erste Ausgabe im Selbstverlag des Autors
Copyright © 2024 Alfred Schreiber
Gesetzt mit L^AT_EX 2_ε aus der Palatino Linotype
in der Kaiserpresse (www.kaiserpresse.de)
Umschlag: Kopie (A. S.) von Leo Putz, Stiller Abend I
All rights reserved | Printed in Germany

*Auch die Zeiten des Verfalls und Untergangs
haben ihr heiliges Recht auf unser Mitgefühl.*

Jacob Burckhardt

PROLOG

Die Blätter aus meiner Mansarde,
in der ich wohnhaft bin,
beschreibe ich mit Gedichten
von unerbaulichem Sinn.

Es sind meine letzten Gedanken
zum stürzenden Kartenhaus;
sie starren mich an, sie wanken,
und das schon jahrein jahraus.

Doch sind sie erst aufgeschrieben,
dann tragen die Blätter die Last;
sie haben es schwer, zu ergrünen
an einem faulenden Ast.

Vier Bilder

DER WEITE WEG

(nach Sisley: La route du chemin de Sèvres)

Verdunstet schon der Tau.
Die herbstlich entbrannten Kronen
hüten den schattigen Weg;
ein Kind, eine junge Frau,
die einzigen Personen.

Soweit die Straße reicht
ist sie von Bäumen gesäumt
in sich verjüngender Reihe.
Ein Himmel, der licht und leicht,
in blauer Ferne träumt.

Wie friedlich in dem Bilde
die regungslose Zeit!
Wie gern flöh ich auf diesem Weg
in stillentrückte Gefilde –
nur weit von hier – nur weit. . .

DAS HALSBAND DER OLYMPIA

A thing of beauty is a joy forever.

John Keats

Manet hat Victorine Meurent gemalt
als beinah ganz entblößten Frauenleib:
Am rechten Handgelenk ein Messingreif,
in einem Hauspantoffel steckt ein Fuß,
in ihrem Haar die rosarote Schleife;
die Scham ist mit der linken Hand bedeckt,
die Ohren tragen Clips, und ihren Hals
umschlingt ein schmales schwarzes Band aus Samt.

Wie viele Platitüden hat dies Bild
nicht schon erduldet von der dümmsten Sorte:
Sieh da, die dunkle Dienerin mit dem
Bouquet, das ihr der letzte Kunde schickte,
der kecke Blick ins Auge des Betrachters,
der schwarze Kater, der den Buckel krümmt,
der flache, blasse Leib, der leblos wirkt –
das steh für abgedroschne Liebesspiele,
entblödete sich Valéry zu meinen,
und das besagte Halsband – wohlgemerkt –
vermutlich diene es dem Zweck, den Kopf
vom ruchlos sündenhaften Rest zu trennen.

Das alles kann ich keinesfalls erkennen,
ich seh allein im Faltenwurf der Laken

das exquisite Grau, das kalte Grün,
das im Alkoven magisch dunkel schimmert,
den delikaten Pinselstrich, der Haut
und Stoffe sicher auf die Leinwand zaubert
und die harmonische Gestalt im Ganzen,
wie sie Giorgione oder Tizian
mit ihrer Venus schufen – klassisch schön.
Was sonst ist denn Olympia? Und hat
sie nicht dasselbe Recht entblößt zu sein
wie Aphrodite, die dem Schaum entsteigt,
und, da sie keine Göttin ist, durch Schmuck
und Halsband ihre Nacktheit zu betonen?

Da liegt sie nun: begehrenswert und schön,
für unser Auge von Manet bewahrt,
bevor sie in Gesellschaft eines Affen
in Lumpen auf der Straße dem Absinth
gehorchend eine alte Klampfe zupft.

PLAUDERSTUNDE
BEI DER STORCHENAPOTHEKE

(Eine Idylle nach Spitzweg)

Es ist schon Abend, kurz nach sieben zeigt
die Turmuhr; unter Giebeln und Fassaden
schwatz man im Freien, ist sich zugeneigt.
Das Apothekersubjekt sitzt im Laden,

schaut schräg zur Galerie des Turms hinauf,
wo ein Quartett und zwei Posaunen schallen.
Die Katze spielt mit einem Säbelknauf
von dem Konstabler mit den bunten Schnallen.

Der Himmel lächelt blau auf die Terrasse.
Zur Vesper gab es Roggenbrot und Wurst.
Auf einem Tisch steht eine kleine Tasse,
der Apotheker hat noch etwas Durst.

Die beiden Töchter, hübsch herangereift,
gehn ihrer Mutter gern zur Hand beim Stricken.
Das Augenmerk der einen, abgeschweift,
liegt auf den Augen, die herüber blicken.

Gebrannte Töpfe mit Agaven zieren
die flache Mauer, welche das begrenzt.
Die beiden alten Männer debattieren.
Die Storchentruhe an der Fassade glänzt.

Ich würde gerne den Gesprächen lauschen –
worüber denn? vielleicht das Aufgebot
für jene zwei, die ihre Blicke tauschen?
Geht es um Wohlsein? Leben? oder Tod?

Die Abendsonne wird bald tiefer stehn,
die Schatten an den Häusern höher steigen;
dann wird man Abschied nehmen, inwärts gehn
und sich vor der gestirnten Nacht verneigen.

STILLER ABEND, 1911

(nach Leo Putz)

Von Ufer zu Ufer ergreifen einander
mit schwarzen Armen die kahlen Bäume,
verdoppelt im weißen Spiegel des Wassers.

Gräuliches Abendgewölk
steht schweigend über einem Gehöfte,
und rötlich tönt das Gemäuer
ein letzter Schein.

Aus einem blauen Kahn
steigt eine junge Frau
in braunem Kleid mit bäuerlichem Schurz.

Das Ruderblatt und einen Fuß an Land,
blickt sie zur Seite rücklings über ihre Schulter
hinab noch einmal in das dunkle Wasser,
ein tiefes Bild des Augenblicks zu ahnen.

In diesen Zeiten

IN DIESEN ZEITEN

In diesen Zeiten ist zu hören,
dass man den Menschen ändern muss.
Mit dem Gewohnten sei nun Schluss,
man will es kurzerhand zerstören.

In diesen Zeiten wird gepredigt,
das Hergebrachte sei verkehrt.
Wer immer noch das Alte lehrt,
wird kaltgestellt und dann erledigt.

Auf einmal dient der Krieg dem Frieden
und Freiheit braucht die Tyrannei.
Die Freien sind jetzt vogelfrei
und werden wie die Pest gemieden.

Die ganze Welt wird so gerettet
von einer Bande ohne Recht.
Es ist zu spät für das Gefecht,
mit dem ihr sie verhindert hättet.

In diesen Zeiten wird erwogen,
das Leben gänzlich abzutun;
die Menschheit würde so immun.
In diesen Zeiten wird gelogen.

LEID – MATHEMATISCH BETRACHTET

(zu einer Idee von G. B. Shaw)

Nimm eines Menschen Leid
und eines anderen Menschen Leid hinzu,
auch weitere, ganz einerlei:

»Zwei Leiden bleiben stets entzweit,
entsprechendes für drei.

Das Leid, vervielfacht, wächst nicht an,
bleibt auch im Mitleid gleich,
weil stets nur einer leiden kann.«

Und alles Leid auf dieser Welt
hat also keine Summe, kein Gesamt?
Ist es dasselbe, ob man Alle, Viele oder Einen quält,
dann ist die ganze Welt verdammt.

DIE AUERWÄHLTEN

*Denn ich bin der Herr.
Was ich rede, das soll geschehen.*
Hes. 12,25

Die Schriftgelehrten, kabbalistisch,
verschieben Lettern ihrer Wahl;
das Weltgeschick im großen All
verwalten sie geheim und mystisch.

Sie schaffen einen dunklen Text,
der aller Ende prophezeit.
Es braucht dazu den großen Streit
und Leid, das immer weiter wächst.

In dieser Welt aus Staub und Stoffen
macht sie die heilige Sünde hoffen
auf einen Untergang in Flammen

und die Geburt des Neuen Lebens.
Die Auserwählten stehn zusammen,
der Rettung harrend – doch vergebens.

RATSCHLÄGE

Lass dich nicht betrügen!
Was sie verkaufen, ist Tand.
Ihre Versprechen sind Lügen.
Halte stand.

Lass dich nicht beschenken!
Sie schenken dir nur die Pest
und wollen dich damit lenken.
Bleibe fest.

Lass dich nicht erweichen,
ihr Helferlein zu sein!
Lies die warnenden Zeichen.
Sage nein.

Lass dich nicht benützen!
Sie meinen es nicht gut.
Niemand wird dich schützen.
Sei auf der Hut.

Lasse dich nicht täuschen
vom dauernden Wehe und Ach
und ihren falschen Geräuschen!
Bleibe wach.

Lass dich nicht erschrecken!
Sie drohen mit Weltuntergang –
und lachen in ihren Verstecken.
Sei nicht bang.

Lass dich bloß nicht blenden
von ihrem höheren Zweck!
Dich wollen sie nämlich beenden.
Schaue weg.

Lass dich niemals berühren!
Sie töten mit ihrem Stich.
Schließe das Haus und die Türen.
Wehre dich!

WEIGERUNG

Den wunden Punkt zu meiden, hab ich satt,
und vor mein Mundwerk nehme ich kein Blatt.

Mögt ihr getrost den Schund als Kunst betrachten,
ich werde ihn als was er ist verachten.

Ich bin es leid, das Böse zu beschweigen,
und tanze nicht mehr mit in eurem Reigen.

Verbrechen werde ich beim Namen nennen,
absurd Verkehrtes niemals anerkennen.

Auch wenn ihr tut, als wäre nichts geschehen –
es hilft euch nicht: Es wird euch schlecht ergehen.

Allein die Überzahl kann uns noch retten –
ich seh sie nicht, hör nur den Lärm der Ketten.

Die Stumpfheit kann ich schwerlich noch ertragen
und fühle Zorn den Atem mir verschlagen.

Ich bin des Überzeugenwollens müde,
zieh mich zurück in meine Solitüde.

Es liegt noch eine ›Letzte Hilfe‹ still
verwahrt in meinem Schrank – so Gott es will.

HEROISCHE ODE

Die Stirn zu heben gilt es
wider die kaltgraue Brandung.
Ahnbar ist sie bereits
und von ferne her
als nahende Drohnis.
Wirrung soll sie gebären
und allgemeines Verzweifeln.
Daher achtet wohl und
unerschrocken und wach
der argen listigen Täuschung,
wir alle würden dann Brüder,
gleiche und freie zumal.
Aufgegeben aber ist es
dem elenden Menschengeschlecht,
dem Weltgemächte zu trotzen,
seine Brüder für immer zu stoßen
ins rettende Dunkel hinab.
Mögen sie dort erwarten
ihren Träger des Lichts.

UNTER DIE HAUT

Surveillance is getting under our skin.

Yuval Noah Harari

Ins Land, aus dem du stammst,
lässt man fremde Horden ein,
holt sie helfend über die Grenzen,
dass gastlich du sie nährst.
Auch gerne mögen sollst du sie
unangesehen ihres Tuns.

Man stößt die Tür im Haus
noch vor Morgengrauen ein,
prüft die Zimmer und die Schränke –
Sind sie zu groß für dich?
Ob du mit anderen wohl teilst?
womöglich lieber weichst?

Dann unter deine Haut
mischen sie ein trübes Gift,
gnädig rasch dich zu betäuben
und zu markieren auch.
Zu abgezählten Tagen freundlich
lädt dich das Elend ein.

GESCHENK DES HIMMELS

*Einem geschenkten Gaul
schaut man nicht ins Maul.*

Mit giftigen Salzen schreiben sie uns
auf blauer Tafel weiße Geschichten,
meistens Märchen – sie zu begreifen,
muss man den Blick nach oben richten.
Statt Wolken sieht man dann Streifen.

Häufig zieht man sie kreuz und quer,
bisweilen in weit ausladenden Bögen,
gern auch gerippt als Streifenheer –
der Himmel ist dann nicht mehr so leer.
Ich gestehe, das muss man mögen.

Schließlich ist alles vermengt und zerstreut,
die Sonne schwimmt in milchigem Glast.
Selten, dass man sich damit befasst,
weil man sich vor der Frage scheut:
Was ist und was tut diese Last?

So fragen nur Verschwörungsdanker,
die fordern, man solle es ihnen erklären:
Ist es gar ein Geschenk des Himmels
und wer genau sind seine Schenker?
Wer lässt sie so einfach gewähren?

DIDAKTISCHER DIALOG

Gib acht! Zu laut tönt deine Zauberflöte,
du störst die Brüder, bringst dich in Gefahr,
wenn einer zur Vergeltung sich erböte.
Halt dich zurück und mach dich unsichtbar.
Und lass uns nur von guten Dingen reden:
vom allerersten Paar im Garten Eden,
von der Erlösung, die wir einst erfuhren,
vom Wunderwerk der Kunst in den Kulturen,
vom gelben Frühling und von blauen Bändern –
weiß Gott, ich kann allein die Welt nicht ändern!

* * *

Mein Freund, du hältst dir deine Ohren zu,
du schaust nicht hin und glaubst, man sieht dich nicht.
Auf diese Weise hast du deine Ruh
für kurze Zeit, vielleicht – doch dann zerbricht
das dünne Glas um deine heile Welt,
die heillos dann in sich zusammenfällt.
Was nützen dir die ›positiven‹ Seiten,
wenn andre dein Verderben vorbereiten?
Willst du so sehnlich alles Gute steigern,
musst du den schlechten Dingen dich verweigern.

VERLORENER FRIEDE

Längst ist der Friede verloren,
die Straße voller Gefahr.
Wer bleibt noch ungeschoren?
Wem krümmt man schon ein Haar?

Das böse Spiel scheint nicht
die Allgemeinheit zu stören,
nur wer darüber spricht
ist Grund, sich zu beschweren.

Ich werde niemals verstehen
die Trägheit, die Apathie.
Man tut so, als wär nichts geschehen –
auch das verzeihe ich nie!

So gehe ich still meiner Wege
und denke mir meinen Teil
und suche im dichten Gehege
nach halbwegs sichrem Verweil.

Zum Glück bin ich früh geboren,
das meiste liegt hinter mir.
Längst ist der Friede verloren.
Längst sind unsre Feinde schon hier.

DER UNTERGANG DES ABENDLANDS

Der Untergang des Abendlands
ist immer schon belächelt worden.
Seht ihr das Lodern seines Brands?
Hört ihr, schon nah, den Lärm der Horden?

Die Ohren sausen von Geräuschen
und der Verstand weiß nicht, was gilt;
er lässt sich foppen, ließ sich täuschen
im Märchenreich von Wort und Bild.

Dem Feind gelang der große Coup,
in Herz und Hirne einzudringen.
Man merkt es kaum, man lässt es zu,
sich blind in das Verhängnis zwingen.

Längst ist der Krieg beschlossene Sache
und bis ins Einzelne geplant.
Das scheint nur so? Dass ich nicht lache –
ihr seid viel dümmer als ihr ahnt.

Es ist schon spät. Zu spät? Wer weiß –
Auch die sich fügen, stehn alleine
im großen Rad aus Blut und Schweiß.
Sei still – und komm mit Gott ins Reine.

DAS UNSICHTBARE LAGER

In dieses Lager wirst du nicht verbracht,
du bist schon drin, es gibt nur dieses Innen.
Du hast dein Kreuzchen schon beim Ja gemacht.
Es gibt kein Widerruffen, kein Entrinnen.

Man lud dich freundlich ein, mit offenen Armen,
um dann dir zu bedeuten, dich zu fügen.
In diesem Lager gibt es kein Erbarmen
und keine Wahrheit gegen ihre Lügen.

Von hier aus darfst du in die Ferne schau,
von Gärten träumen und von Sommerregen.
Hier siehst du keinen Wächter, keinen Zaun,
und trotzdem kannst du dich nicht frei bewegen.

Du wolltest doch so gern dazugehören,
hast alles Nötige dafür vollbracht.
Nun solltest du dich nicht auch noch empören,
trägst du doch bei, dass man mich überwacht.

Sieh nur, wie man sich rührend um uns kümmert,
man unterhält uns, schenkt uns Schuldengeld.
Gib acht, dass sich das Leben nicht verschlimmert,
denn diesem Lager fehlt die Außenwelt.

GESANG DER HELOTEN

Tagtäglich sind wir eingespannt,
die schwere Pflicht zu tun,
um dann erschöpft und ausgebrannt
am Abend auszuruhen.

Bescheiden danken wir der Macht,
die uns das Leben lässt,
die uns beständig überwacht
und in die Pferche presst.

Wir wüssten sonst ja nicht wohin,
es raubte uns gar den Schlaf;
das Leben hätte keinen Sinn –
und deshalb sind wir brav.

Wir sollen, sagen sie, die Welt
viel weniger bewohnen;
wer sich dies Ziel vor Augen hält,
den würden sie belohnen.

Uns ist nicht Spaß noch Lust verwehrt,
nur die Wahrheit ist verboten,
und darum leben wir unbeschwert
als glückliche Heloten.

Letzte Blätter

AUF MEINE ALTEN TAGE

Auf meine alten Tage muss ich leider ansehen,
zu was es die Menschheit all die Jahre gebracht,
wie das Falsche, das Hässliche und das Böse
in einer prächtigen Welt sich immer breiter macht
mit Lüge, Fratzenbild und Kriegsgetöse.

An den gezählten Tagen, die zum Ende neigen,
zieh ich den ewigen Mittag auf Bildern vor,
die einen Garten mit besonnten Beeten zeigen
oder den Blick von hoher Düne auf eine ruhige See,
in blauem Sommerdunst gemalt von Claude Monet.

MANCHMAL

Manchmal möchte ich weinen,
kann aber lachen allein.
Manchmal möchte ich lachen,
merk aber, dass ich wein.

Manchmal muss ich mich kneifen:
Bin ich im Traum oder Wachen?
um im Schmerz zu begreifen:
Hier gibt es nichts mehr zu lachen.

Manchmal muss ich mich fragen,
wer das denn alles so will.
Keiner? Viele? die meisten?
Warum bleibt es so still?

Manchmal möchte ich glauben,
es renkt sich schon wieder ein,
möchte dann freundlich lachen,
merk aber, dass ich wein.

SEITE AN SEITE

Seite an Seite liegen wir in Nächten
mit deiner schmalen Hand in meiner Hand.
Was übrig blieb vom Guten oder Schlechten,
es eint uns heute, ist ein Band.

Ist manches erst vergessen, alles verziehen,
macht Demut uns die Seele weit.
Dann ist sie zuhause, muss nicht fliehen –
wohin denn auch! Wir sind zu zweit.

Im Alltagstrott entblättert sich das Leben,
und Stund um Stunde kommt zu Fall.
Wir rebellieren nicht, wir stehn daneben
und schauen unerschrocken tief ins All.

Wir liegen in den Nächten Seit an Seite
mit deiner warmen Hand in meiner Hand.
Was uns das Schicksal immer auch bereite –
wir bleiben fest, wir halten stand.

DAS LETZTE BLATT

Dies hier ist mein letztes Blatt,
ich hab es so entschieden.
Wort um Wort hab ich so satt,
ich möchte meinen Frieden.

Falschem Zeugnis und Geschrei
verwehr ich Augen und Ohren.
Dies und jenes sei einerlei,
das habe ich mir geschworen.

Blau will ich den Himmel sehn
und blühend die jungen Zweige.
Was geschieht, das mag geschehn,
ich schaue zu und schweige.

Seele, flieg doch lieber statt
mit Hinz und Kunz zu streiten.
Steig empor von diesem Blatt
und schweife durch die Weiten.

Kehre nimmermehr zurück
ins Tränental der Dummen.
Keine Hoffnung schenkt dir Glück,
nur Stille und Verstummen.

* * *

EPILOG

Ich bin davon überzeugt und habe es oft in meinem Leben erfahren, dass Kunst, die dem Leitbild einer in weitestem Sinne verstandenen klassischen Schönheit verpflichtet ist, dem Einzelnen einen wohltuenden Rückzugsort bieten kann; dieser schützt in mancher Hinsicht vor gesellschaftlichen Verwerfungen und individuellen Verletzungen, er stärkt das Eigensein und spendet dem dafür Empfänglichen Trost allein schon durch das Aufscheinen eines besseren Lebens oder die bloße Andeutung einer tieferen Wirklichkeit.

Die vier Bildgedichte, die den linken Seitenflügel meines kleinen Triptychons ausmachen, mögen in diesem Sinne als Beispiele für das Bemühen verstanden werden, dem sehnlichen Wunsch nach Frieden und Harmonie ein virtuelles Zuhause zu geben. Die Zerbrechlichkeit und Gefährdung dieser massiv belagerten Zufluchtsstätte kommt in kaum merklichen Vorzeichen bereits hier, in vollem Ausmaß dann aber im folgenden Mittelteil zum Ausdruck. Dort dürften sich dem Leser die unversöhnlichen Widersprüche, der kalte Zorn und die Ohnmachtsgefühle aufdrängen, die das heftige Schwanken zwischen Revolte und Resignation mit sich bringt. Gründe dafür gibt es genug, was der Text ›Unter die Haut‹ verdeutlichen mag, der just in der Mitte dieser Zeitgedichte steht und das unbefugte und rücksichtslose Überschreiten ›roter Linien‹ beschreibt: der Landesgrenze zunächst, dann der Türschwelle zur Wohnung, und schließlich selbst der Epidermis. Was bleibt da noch übrig vom Menschen, dem dazu noch an-

gekündigt wird, dass demnächst auch seine biologische Textur zwecks genetischer Überschreibung zur Disposition steht!

Ich frage mich jeden Tag, ob mich tatsächlich die Wahrnehmung täuscht, wonach dies den meisten Menschen gleichgültig zu sein scheint, zumindest gemessen am Ausmaß praktizierter Widersetzlichkeit. Ist man zu sehr beansprucht durch die täglichen Zwänge des Broterwerbs (und daher schlicht unwissend)? Oder ist man eher abgelenkt durch den Spaßzirkus der Medien, diverse Kriegsschauplätze (auch solche innerhalb der Gesellschaft) oder die permanente Ankündigung weltumspannender Seuchen? Schrecken womöglich die zunehmenden Einschüchterungsversuche übergriffiger Regierungen ab, die empfindliche (teils drakonische) Strafen für sogenannte »Meinungsdelikte« androhen? Wie nah schon sind wir damit dem Helotentum! Auch der Gedanke an die eine oder andere bereits vorgestellte Weiche (etwa im ökonomischen Bereich) trägt kaum zur Beruhigung bei, und ich wundere mich daher wenig über meine immer wieder hochkommenden Zweifel.

So hat es sich ergeben, dass die letzten Blätter im rechten Seitenflügel ein wenig verzagt und in sanfter Tristesse als herbstliches Laub hernieder schweben.

Dresden, im Mai 2024

INHALT

Prolog	5
<i>Vier Bilder</i>	7
Der weite Weg	9
Das Halsband der Olympia	10
Plauderstunde bei der Storchenapotheke	12
Stiller Abend, 1911	14
<i>In diesen Zeiten</i>	15
In diesen Zeiten	17
Leid – mathematisch betrachtet	18
Die Auserwählten	19
Ratschläge	20
Weigerung	22
Heroische Ode	23
Unter die Haut	24
Geschenk des Himmels	25
Didaktischer Dialog	26
Verlorener Friede	27
Der Untergang des Abendlands	28
Das unsichtbare Lager	29
Gesang der Heloten	30
<i>Letzte Blätter</i>	31
Auf meine alten Tage	33
Manchmal	34
Seite an Seite	35
Das letzte Blatt	36
Epilog	38

